

O. F. BOLLNOW

## DER BEGRIFF DES HEILEN\*

DIE bedrängenden Lebenserfahrungen, als deren philosophischen Ausdruck wir den modernen Existentialismus begreifen müssen, haben den Menschen aus seinem früheren, ihm so gesichert scheinenden Dasein grausam herausgeworfen. Sie haben ihm die Unheimlichkeit der ihn umgebenden Welt und die Bedrohtheit seines eignen Lebens in einem erschreckenden Ausmaß klar gemacht. Aus diesen Erfahrungen ist dann die ganze große Angst hervorgegangen, die weitgehend das Dasein des gegenwärtigen Menschen kennzeichnet. Die Lage des Menschen scheint so in einer trostlosen Welt wahrhaft hoffnungslos geworden zu sein. Das ist ein gefährliches Bewußtsein, wie es unter der philosophischen Verklärung des Existentialismus gegenwärtig immer weiter um sich zu greifen und die schöpferischen Kräfte des Menschen zu ersticken droht. Um so wichtiger aber ist es, angesichts dieser Lage sehr sorgfältig danach Ausschau zu halten, ob es nicht auch andre Erfahrungen gibt, die dieser verzweifelten Deutung eine hoffnungsvollere Richtung geben können. Ich bin überzeugt, daß dies die einzige Richtung ist, von der her man das Problem einer Überwindung des Existentialismus sinnvoll in Angriff nehmen kann.

Unter diesem Gesichtspunkt scheint es mir besonders bedeutsam, daß sich an mehreren Stellen zwar noch leise, aber doch unverkennbar ein andres Lebensgefühl abzuzeichnen beginnt, das ich am ehesten mit dem Namen einer „neuen Geborgenheit“ bezeichnen möchte: Auf dem Boden eines neu erwachenden beglückenden Vertrauens zum Leben und zur Welt und des Bewußtseins einer tiefen Geborgenheit in ihr hebt sich hier die Erfahrung heraus, daß der Mensch bei aller seiner Gefährdung in seinem letzten Grunde doch auf wunderbare Weise geschützt bleibt und geborgen in einer Welt, die hinter aller augenscheinlichen Sinnlosigkeit und Zerstörung dennoch einen innersten Kern birgt, der selber von aller dieser Zerstörung nicht ergriffen wird.

Als bezeichnender Ausdruck, die sich hier neu abzeichnenden Erfahrungen festzuhalten, bietet sich der Begriff des „Heilen“ an. Man sagt: der Mensch bleibt heil inmitten der Bedrohung, und auch die Welt bleibt heil in aller offensichtlichen Zerstörung. Diese Aussagen scheinen besonders geeignet, an ihnen das Wesentliche der behaupteten neuen Seinserfahrungen zu erfassen, und es scheint [15/16] daher notwendig, dem Begriff des „Heilen“ ein wenig genauer nachzugehen, auch wenn man sich darüber im klaren sein muß, daß es sich hier um sehr zerbrechliche Dinge handelt, denen man sich nur mit äußerster Vorsicht und Zurückhaltung nähern darf; denn man muß sich vor der Gefahr hüten, nur aus Flucht vor der Bedrohung nach einem billigen Trost zu suchen. Man wird vielmehr die sich in diesem Begriff verdichtenden Erfahrungen erst sehr vorsichtig auf ihre Tragweite hin untersuchen müssen.

„Heil“ ist hier eine eigentümliche neue Seinsbestimmung, die als solche noch kaum in das Blickfeld der Philosophen eingetreten ist. Wenn man sich im Sinne einer ersten vorgreifenden Orientierung zunächst mit ein paar rohen Zügen davon zu vergewissern sucht, was im alltäglichen Sprachgebrauch unter diesem Wort verstanden wird, so drängt sich gleich zu Anfang eine eigentümliche Beobachtung auf: Wenn wir etwas als heil bezeichnen, so unterscheiden wir es damit von einem andern, das als solches nicht heil, das nämlich zerbrochen oder sonst irgendwie beschädigt ist. Wir sagen, daß etwas heil ist, indem wir damit hervorheben wollen, daß es heil *geblieben* ist, und wir dies als etwas Bemerkenswertes und im Grunde Erstaunliches hervorheben. Heil kann darum niemals etwas sein, das einfach in seinem massiven Be-

---

\* Erschienen in: Situation. Beiträge zur phänomenologischen Psychologie und Psychopathologie, Utrecht-Antwerpen 1954, S. 15-25. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

stand unzerstörbar ist — ein großer rundlicher Stein am Wege etwa - sondern heil ist immer nur das Zerbrechliche, das unzerbrochen geblieben ist, das Zerstörbare, insofern es inmitten der Zerstörung unversehrt geblieben ist. Heil war darum im sprachgeschichtlich ursprünglichen Sinn vor allem der Mensch, insofern er unverwundet aus einem Kampf hervorgegangen war. Das Heil-geblieben-sein erscheint dabei immer wie ein Wunder, das tieferen schirmenden Kräften zu danken ist.

Heil ist dann aber auch die Wunde, die sich wieder geschlossen hat. Es gibt in Bezug auf den leiblichen Zustand eines Lebewesens nicht nur das Heil-sein und Heil-bleiben, sondern darüber hinaus auch den Vorgang der Heilung als den des Heil-werdens, der den heilenden Kräften der Natur zu danken ist. Das Wort gewinnt also eine etwas andere Bedeutung, wenn man es im Bereich des organischen Lebens verwendet. (Ich sage mit Absicht nicht: es auf den Bereich des organischen Lebens überträgt; denn wenn es auch sprachgeschichtlich so zu sein scheint, daß sich die dem organischen Bereich zugeordnete Bedeutung des Heilens als des Heil-werdens erst aus dem zuvor genannten Sinn des Heilseins als des Unbeschädigt-geblieben-seins entwickelt hat, und wenn diese Entwicklungsrichtung dann auch ganz gewiß für das sachliche Verständnis bedeutsam sein würde, so muß doch das vereinfachende Schema von Grundbedeutung und übertragnem Sinn grade vermieden [16/17] werden.) Der Organismus erscheint als etwas, das sich nach allen Verletzungen wieder in den Zustand des Heil-seins zurückzuführen strebt, und die ärztliche Kunst vermag dabei die Natur in gewissem Grade sinnvoll zu unterstützen. Die schirmenden und wiederherstellenden Kräfte der Heilung werden also auch hier als die verborgenen tiefern Kräfte des Seinsgrunds selber erfahren.

Und endlich spricht man noch (was im gegenwärtigen Zusammenhang als eine weitere, letzte Möglichkeit nur grade noch genannt sei) im religiösen Sinn vom „Heil der Seele“ als der letzten Rettung aus den Bedrohungen, um die es dem Menschen in seinem innersten Leben geht. Diese (auch im sprachgeschichtlichen Sinn erst abgeleitete spätere) Bedeutung sei hier nur grade genannt, um von ihr ohne die Gefahr einer Verwechslung die zuvor bezeichneten Erscheinungen abzusetzen. Sie braucht aber, weil sie die Untersuchung in eine wesentlich andere Richtung führen würde, im gegenwärtigen Zusammenhang nicht weiter verfolgt zu werden<sup>1</sup>.

NUN scheint es überaus bedeutsam und ein wichtiges Anzeichen für eine sich anbahnende Überwindung des existentiellen Lebensgefühls zu sein, wie diese Erfahrung des „Heilen“ in der modernen Dichtung an verschiedenen Stellen — und zwar offensichtlich ganz unabhängig voneinander - zum Durchbruch kommt. So preist Werner BERGENGRUEN, dem in diesem Zusammenhang eine besondere Bedeutung zuzukommen scheint, schon im Titel seines letzten Gedichtbands die „heile Welt“<sup>2</sup>. Dort heißt es in einem der schönsten Gedichte: „Tief im innersten der Ringe / ruht ihr Kern getrost und heil“<sup>3</sup>. Die beiden Begriffe des Getrost-seins und des Heilseins stehen dabei offensichtlich in einer engen, aber hier nicht weiter zu verfolgenden inneren Beziehung<sup>4</sup>. Wichtig ist für den gegenwärtigen Zusammenhang vor allem, daß die Welt „heil“ ist nicht in der Massivität ihres äußeren Bestands, sondern nur in einer ver-

<sup>1</sup> R. SCHOTTLÄNDER hat in seiner neuen Arbeit: *Der philosophische Heilsbegriff*; Meisen-heim/Glan 1952, den Begriff "das Heil" in sehr überzeugender Weise auch als ethischen Grundbegriff eingeführt, wobei er sein eignes Vorgehen ausdrücklich als Säkularisierung eines ursprünglich theologischen Begriffs bezeichnet. Aus seiner Darstellung heben wir den für den gegenwärtigen Zusammenhang bestätigenden Satz hervor: „Dem Heil ist es eigentümlich, daß es uns primär durch die Verletzung zum Bewußtsein kommt... Ist dann die Wiederherstellung erfolgt, oder zu erwarten, so freuen wir uns des Heils oder in dem Gedanken daran, aber diese Freude... bleibt immer sekundär“ (S. 35).

<sup>2</sup> W. BERGENGRUEN, *Die Heile Welt*; Zürich und Nymphenburg 1950.

<sup>3</sup> a.a.O., S. 101.

<sup>4</sup> Vgl. einige weiterführende Ansätze des Verfassers: *Von der Tugend des Getrost-seins*; *Die Sammlung* 1952 (7), S. 169 ff.; *Die Tugend der Geduld*; *Die Sammlung* 1952 (7), S. 296 ff. und in dem Symposium über *Situation und Entscheidung* auf dem Bremer Philosophen-Kongreß 1950.

[17/18] borgnen Tiefe, und dieses Heil-sein im Kern mit mancherlei Verletzung an der Oberfläche durchaus vereinbar ist. Heil ist in demselben Sinn aber auch das menschliche Leben. In der beglückenden Erfahrung der südlichen Landschaft — also grade noch nicht in einem spezifisch christlich-jenseitigen Sinn gesagt - kann die Seele hoffen, „auf ewig heil zu sein“<sup>5</sup>. Ja selbst Geburt und Tod sind „heil in den einen goldnen Ring“ verkettet<sup>6</sup>. Beide Bedeutungen: das Heil-sein der Welt und das Heil-sein der menschlichen Seele scheinen wiederum aufs engste zusammenzuhängen. So handelt ein andres (wohl etwas früheres) Gedicht von der Erfahrung des - auf einem Patrouillenritt — in der Gefahr zugleich überschäumend als Mensch und Welt einheitlich umfassend empfundenen Lebens. „Leben“, heißt es hier, „fühlt ich in den Adern kochen,... Leben, unbedacht und ungebrochen / aus der großen Einigkeit der Welt“. Und in diesem Zusammenhang steht dann der für uns entscheidende Satz: „Die Welt war heil in mir“<sup>7</sup>. Der eigne Zustand des Heil-seins ist also die Voraussetzung dafür, daß auch die Welt in ihrem Heilsein erfaßt werden kann.

Der Bedeutung dieses eigentümlichen Begriffes für BERGENGRUEN kann hier nicht genauer nachgegangen werden<sup>8</sup>. Wichtig ist im gegenwärtigen Zusammenhang die Übereinstimmung mit RILKE in dessen letzter, über die existentiellen Versteifungen fruchtbar hinausführenden Zeit. RILKE spricht in den Gedichten seiner letzten Jahre immer wieder von dem „Heilen“. Das ist ein Wort, das im Sprachgebrauch des früheren, dem existentiellen Lebensgefühl nahestehenden RILKE, und zwar bis in die Sprache der „Duineser Elegien“ hinein, noch völlig fremd ist und das sich erst in den (zwar gleichzeitig mit den letzten Elegien entstandenen, im Inhaltlichen aber stärker vorwärts weisenden) „Sonetten an Orpheus“ und dann in den darauf folgenden Jahren als etwas ganz Neues aufdrängt, als der notwendige Ausdruck einer sich hier erschließenden neuen Seinerfahrung<sup>9</sup>. RILKE spricht hier vom „heilen Vogelschrei“<sup>10</sup> [18/19] und meint damit, daß dieser - anders als das menschliche, aus der Einheit des Naturganzen „losgerissene“ und darum dem Zufall preisgegebene Schreien - noch ungebrochen in den umfassenden „Weltraum“ eingeht. Er hebt in einem ähnlichen Sinn an einer Frucht ihr „Heilsein“ hervor, und indem er dies zugleich in einer übertragenen Bedeutung von den „fremdartigen Früchten der Tröstung, diesen köstlichen“ aussagt, nimmt er die von innen her geschlossene und von außen nicht Versehrte Einheit des organisch gereiften Gebildes zum Sinnbild, der unheilvollen Zerstückeltheit des menschlichen Daseins die tröstende Ganzheit entgegenzuhalten<sup>11</sup>. Ähnlich spricht er auch vom „heilen“ Tag, in den kein innerer Widerspruch eindringen konnte<sup>12</sup>. Das Heil-sein ist hier überall die Bezeichnung einer durch keinerlei äußere Störung zu vernichtenden inneren Ganzheit und Unversehrtheit.

Aber RILKE wendet das bedeutsame Wort dann auch unmittelbar auf den Menschen an. Er preist „das ferne Herz, / das heil inmitten aller Dinge weil“<sup>13</sup>, wobei dieses „ferne Herz“ den Zustand der uns gemeinhin mangelnden Vollkommenheit darstellt. „Heil“ ist dieses Herz, insofern es im ungebrochenen Einklang mit der ganzen Natur schlägt, während bei uns „sein

<sup>5</sup> a.a.O., S. 254.

<sup>6</sup> a.a.O., S. 145.

<sup>7</sup> W. BERGENGRUEN, *Die Rose von Jericho*; Zürich 1946. Wenn sich das Gedicht auch dem Inhalt nach auf eine wesentlich frühere Zeit festlegen läßt, so besteht keine Veranlassung, die dichterische Formulierung, vor allem den hier entscheidenden Satz wesentlich früher als das Erscheinungsjahr des Bands anzusetzen.

<sup>8</sup> Vgl. meinen Aufsatz: *Friedrich Georg Jünger - Werner Bergengruen. Zwei Dichter der neuen Geborgenheit*; *Z. Rel. Geistesgesch.* 1951 (5), H. 3.

<sup>9</sup> Zur näheren Begründung vgl. meine ausführlichere Darstellung: *Rilke*; Stuttgart 1951, vor allem darin das letzte Kapitel: *Das letzte Wort*, S. 328 ff., sowie der zusammenfassende Bericht: *Der reife Rilke*; *Universitas* 1952 (7), S. 681 ff.

<sup>10</sup> R. M. RILKE, *Gesammelte Werke* (im folgenden zitiert als: W), Bd. III, S. 371.

<sup>11</sup> W III, S. 360.

<sup>12</sup> R. M. RILKE, *Ausgewählte Werke* (im folgenden zitiert als: AW), Bd. I, S. 384.

<sup>13</sup> AW I, S. 403.

großer Schlag... eingeteilt in kleine Schläge“ ist. Und doch, sobald wir uns einbezogen fühlen in das kosmische Ganze, ist auch uns das Heil-sein erreichbar. So heißt es einmal, beim Erlebnis der „fallenden Sterne“: „das Herz empfand sich als ein Ganzes... und war heil“<sup>14</sup>. Das Ganz-sein und das Heil-sein gehören also auch hier, wie es ja schon dem sprachgeschichtlichen Ursprung entspricht, untrennbar zusammen. Das Eigentümliche ist dabei, daß sich dieses Heil-sein auch inmitten der Gefährdung bewährt, als etwas, das trotz aller äußeren Bedrohung bewahrt bleibt und durch alle äußere Bedrohung nicht berührt werden kann.

Auf der andern Seite ist aber dies Heil-sein zugleich etwas, was nicht vom Menschen allein in eigener Anstrengung erreicht werden kann, sondern was ihm nur in der Weise einer Gnade beglückend zufällt. Die Stelle, von der ein solches Heil-sein gewährt wird, das „Heilige“ also in der ursprünglichen Bedeutung des Worts, wird bei RILKE in aller vorsichtigen Umschreibung als „der Gott“ oder auch als „die Götter“ bezeichnet (und es ist bedeutsam, wie dies vom ihm lange gemiedene Wort hier als notwendiger Ausdruck neuer Lebenserfahrungen wieder auftritt). Im Gegensatz zur mensch- [19/20] liehen Aufspaltung und Zerstörung der ursprünglichen Ganzheit, „immer wieder von uns aufgerissen“, wird jetzt der Gott als die Quelle des Heil-seins, als „die Stelle, welche heilt“<sup>15</sup> bezeichnet. Selbst dann, wenn der Mensch sich von diesem Heiligen abwendet, so heißt es hier, daß die Götter auch dann an seinem Leben teilhaben, und auch in diesem Zusammenhang, bei der Teilhabe des Göttlichen am menschlichen Leben, tritt der bedeutsame Begriff des Heilen wieder hervor: „Schweigsam, einfach und heil legt sich an seine (des Menschen) Errichtung / plötzlich ein anderes Maß“<sup>16</sup>.

Und endlich muß in diesem Zusammenhang noch ein letzter Zeuge angeführt werden, den man von einer einseitig existentiellen Betrachtung her hier am wenigsten erwarten würde, nämlich HEIDEGGER (und dies ist ein neuer Beweis, wie wenig die schulmäßigen Klassifikationen die wirklich schöpferischen Denker erfassen können). In der Welt der bedrängenden Zeitlichkeit, wie HEIDEGGER sie in seinem früheren Werk über „Sein und Zeit“ entwickelt hatte, war für den Begriff des Heilen in der Tat kaum ein Raum, denn grade von der Unheimlichkeit der Welt und dem in ihm begründeten Unganz-sein des Menschen her wird hier das menschliche Dasein begriffen. Um so bedeutsamer ist es, wie sich für HEIDEGGER in seiner weiteren Entwicklung, vor allem in seiner Beschäftigung mit HÖLDERLIN und hier wieder insbesondere in der kleinen Schrift, die sich mit der Auslegung des Gedichts „Heimkunft / An die Verwandten“ beschäftigt, das Phänomen des Heiteren aufdrängt und er in diesem Zusammenhang dann mit einer inneren Notwendigkeit auf den Begriff des Heilen geführt wird.

HEIDEGGER spricht hier, in der Auslegung des HÖLDERLINSchen Gedichts<sup>17</sup>, davon, daß das „Heitere“ diejenige Verfassung des menschlichen In-der-Welt-seins darstellt, diejenige Stimmung also in dem von ihm eingeführten Sprachgebrauch einer Grundbefindlichkeit des menschlichen Daseins, in der sich die Dinge von ihnen selbst her in ihrem eignen Wesen aufschließen. „Das Heitere“, so sagt er hier, „gewährt jeglichem Ding den Wesensraum, in den es seiner Art nach gehört, um dort, im Glanz des Heiteren, wie ein stilles Licht, genügsam mit dem eigenen Wesen, zu stehen“<sup>18</sup>. Das [20/21] Heitere schafft also nach HEIDEGGER diejenige

<sup>14</sup> Aus Rainer Maria RILKES Nachlaß (im folgenden zitiert als: N), Bd. III, S. 66.

<sup>15</sup> W III, s. 359-

<sup>16</sup> AW I, S. 378.

<sup>17</sup> Erstmals als Rede zu HÖLDERLINS hundertstem Todestag am 6. Juni 1943 gehalten und 1944 im Druck erschienen, jetzt zusammen mit HEIDEGGERS andern Hölderlinarbeiten in: *Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung*; Frankfurt a. M. 1951. Leider fehlt noch immer das systematische Werk, das den Zusammenhang mit der früheren Philosophie HEIDEGGERS darstellt; denn in der vorliegenden Arbeit treten diese Begriffe in der Auslegung des Dichters ohne genauere philosophische Begründung auf.

<sup>18</sup> *a.a.O.*, S. 16. Es war für den Verfasser der vorliegenden Arbeit eine große Freude und Bestätigung, daß damit von HEIDEGGERS Seite in sehr viel radikalerer Form ein Gedanke vertreten wird, den der Verfasser in einem Versuch einer kritischen Weiterführung einiger HEIDEGGERSchen Ansätze, in: *Das Wesen der Stimmungen*; Frankfurt a. M. 1941, 1943<sup>2</sup>, etwas zaghaft und unter Beschränkung auf die anthropologische Fragestellung aus-

Ordnung, in der sich die Dinge, von keiner äußeren Bedrohung gestört, von innen her zu ihrem vollen Wesen entfalten und so sich auch dem Menschen offenbaren können. Aber es schafft zugleich auch für den Menschen selbst den Raum, in dem er sich unversehrt zur Ganzheit seines Wesens entwickeln kann. Für die damit bezeichnete Seinsverfassung des bruchlos entfalteten Wesens drängt sich dann auch hier der Begriff des Heilen auf, und insofern kann HEIDEGGER sagen, daß „in dessen (des Heiteren) Klarheit die 'Natur' der Dinge und der Menschen heil bewahrt ist“<sup>19</sup>. Indem HEIDEGGER dann weiterhin, auf „ein älteres Wort unserer Muttersprache“ zurückgehend, für den letzten Urgrund des Heiteren, für „das reine Lichtende, das jedem 'Raum' und jedem 'Zeitraum' erst das Offene einräumt“, den Begriff „die Heitere“ einführt — das Verhältnis der beiden Begriffe „das Heitere“ und „die Heitere“ braucht hier nicht genauer verfolgt zu werden -, kann er weiterhin fortfahren und zusammenfassen: „Die Heitere behält und hat alles im Unverstörten und Heilen“<sup>20</sup>. Damit ist schärfer, als es aus den einzelnen Aussagen RILKES hervorging, diejenige Seinsverfassung bezeichnet, in der der Begriff des Heilen seinen Ort hat. Und indem nun dieser von HEIDEGGER als „die Heitere“ bezeichnete letzte Grund, das „Höchste“, wie er sagt, dasjenige ist, was das Heil-sein eines jeden Wesens ermöglicht, ist er das Heilende im ursprünglichen Sinn: „Die Heitere heilt ursprünglich“. Sie ist in diesem Sinne das Heilige selbst. „Sie ist das Heilige“<sup>21</sup>.

Es kann sich in dieser kurzen Betrachtung nicht darum handeln^ das Verständnis dieses Begriffs an den verschiedenen, hier herangezogenen Stellen im einzelnen zu entfalten, insbesondere nicht daraufhin, was sie im besondern Zusammenhang der bestimmten [21/22] dichterischen oder denkerischen Gedankenwelten bedeuten. Hier kommt es zunächst auf die bemerkenswerte Feststellung an, daß sich in der jüngsten Entwicklung in einer auffälligen Weise die Zeugnisse häufen, in denen der Begriff des Heilen eine besondere Wichtigkeit gewinnt. Es ließen sich außer den angegebenen auch noch weitere Belege aufführen. Das scheint kein Zufall zu sein, sondern das spricht dafür, daß man in der gegenwärtigen geistigen Bewegung, in der Notwendigkeit, sich mit der Bedrohung des existentiellen Bewußtseins auseinanderzusetzen, auf dieses selbe Grundphänomen geführt wird. Grade weil dieser Begriff nicht aus der philosophischen Konstruktion hervorgegangen ist, sondern teils aus der unreflektierten Form der Dichtung, teils in der unmittelbaren Beschäftigung mit der Dichtung, dürfen wir hoffen, hier ein Phänomen gefunden zu haben, durch dessen sorgsame Analyse wir in den Mittelpunkt der hier zur Rede stehenden Phänomene hineingeführt werden.

In dieser Richtung können hier nur ein paar vorsichtig tastende Anmerkungen versucht werden, mehr auf die Bedeutsamkeit dieses Phänomens aufmerksam zu machen, als seine durchzuführende Behandlung schon selber in Angriff zu nehmen. Dabei dürfte es wichtig sein, zunächst möglichst unabhängig von den angeführten einzelnen Belegen an das Wesen des Heilen heranzukommen. Immer geht der Begriff des Heilen dahin, daß sich das Zarte und Zerbrechliche inmitten der Zerstörung, der es unentrinnbar preisgegeben zu sein schien, wie durch ein Wunder dennoch bewahrt. Zwei typische Verwendungsmöglichkeiten hatten sich dabei schon im ersten flüchtigen Überblick über den Sprachgebrauch herausgehoben: Einmal bezeichnet es das zerbrechliche Gebilde des menschlichen Kunstfleißes, grade dort, wo es zur höchsten Verfeinerung gebracht ist. Und es scheint, als ob die auf die höchste Spitze getriebe-

---

zusprechen versucht hatte. Dort heißt es über den „aufschließenden Wert der glücklichen Stimmungen“: „Solange der Mensch selber bedürftig war, war er noch gar nicht in der Lage, die Dinge von ihrem eignen Wesen her sehen zu können... Aber das ändert sich im Zustand der inneren Befriedigung. In dem Augenblick, wo der Mensch in sich selber gesichert ist, fühlt er sich auch imstande, die Dinge gelassen an sich herankommen zu lassen und sie von ihrer eignen Mitte her zu sehen. Erst indem der Mensch in sich selber beruhigt und heiter ist, kann er auch die Dinge außer ihm als in sich selber ruhend hinnehmen. Erst die Sicherheit in seinem eignen Wesen gibt ihm auch die Möglichkeit, andern Dingen und Menschen ihr eignes Wesen zuzubilligen“ (S. 108/09).

<sup>19</sup> a.a.O., S. 17.

<sup>20</sup> a.a.O., S. 18.

<sup>21</sup> a.a.O., S. 18.

ne Zerbrechlichkeit des Gebildes zugleich selber die Behutsamkeit des Umgangs erzeugt, die Ehrfurcht im Umgang mit diesen Gebilden könnte man geradezu sagen, die sie vor der Vernichtung bewahrt. Es ist also die Zerbrechlichkeit selber, die zugleich auch die Unversehrtheit hervorbringt. Aber das kann hier natürlich nur als ein erster vorwegnehmender Hinweis verstanden werden, der noch sehr viel genauer zu begründen wäre.

Die angeführten Beispiele der Dichter gehen stärker auf die zweite der beiden typischen Verwendungsmöglichkeiten, die offensichtlich auch die für die gegenwärtige Fragestellung tiefere ist. Das „Heilsein“ einer Frucht oder der „heile Vogelschrei“ sind Bilder, die aus dem Bereich des organischen Lebens entnommen sind, auch wenn sie dann gleichnishaft auch auf das menschliche Dasein übertragen werden. Das Heil-sein bedeutet hier die vollendete [22/23] Ganzheit, die aus dem stillen Wachstum der Natur wie von selber hervorgeht und die sich nach allen von außen kommenden Verletzungen von innen heraus wiederherstellt. „Die verborgene Frucht ist ganz“<sup>22</sup>, das ist auch für BERGENGRUEN, im Buchtitel eines seiner Gedichtbände nachdrücklich hervorgehoben, das dem organischen Leben entnommene Gleichnis seines letzten Seinsvertrauens. Aber auch im organischen Bereich kehrt das Moment der Zerbrechlichkeit, das wir am heil gebliebenen gläsernen Gefäß hervorgehoben hatten, wieder, ja ist hier mit einer fast noch größeren Reinheit verwirklicht. Denn die heilenden Kräfte der Natur, die nach allen Verwundungen das Ganze wiederherstellen, sind zugleich die des innersten verletzlichsten Kerns.

Wenn wir an allem organischen Geschehen den Vorgang der Verfestigung feststellen - einer Verholzung oder einer Verknöcherung oder wie er sich im einzelnen dann darstellt, — den Vorgang also, wo der Organismus zu seinem inneren Halt oder äußeren Schutz besonders widerstandsfähige Teile hervorbringt, so mangelt grade diesen fest gewordenen Gebilden dann die Fähigkeit zur Erneuerung, ihre Festigkeit ist vielmehr die unlebendige Starrheit, die wohl brechen, aber einmal gebrochen nicht mehr von innen heraus ganz werden kann, und der Sitz des hier gemeinten Heilseins und Heil-werdens ist grade dort, wo das Wachstum am zartesten und empfindlichsten ist. So bestätigt sich auch von dieser Seite her die innere Zusammengehörigkeit des Heilen und des Verletzlichen.

Dieser Begriff des Heilen, mit all seiner damit verbundenen Hintergründigkeit, wird dann aber in den bedeutendsten der angegebenen Beispiele auch auf den Weltgrund selber übertragen. Insofern sprach BERGENGRUEN von einer „heilen Welt“. Das Heilsein bedeutet ganz im Sinn der bisher behandelten Beispiele auch hier natürlich nicht die massive Festigkeit eines unzerstörbaren Bestands. Es bedeutet aber auch nicht - im Sinne etwa eines „wir sind noch einmal davongekommen“ — daß die Erhaltung nur einem glücklichen Zufall zu verdanken sei. Sondern das Heil-sein enthält auch hier in sich die eigentümliche Doppelseitigkeit, die wir vorhin in der Anwendung dieses Begriffs auf den organischen Bereich hervorgehoben haben: geborgen und gefährdet zugleich zu sein. Darum ist es auch zu beachten, daß die Welt bei BERGENGRUEN nur „im innersten der Ringe“ getrost und heil war, nur in ihrem letzten Kern also, während sie an der Oberfläche durchaus verwundbar bleibt. In einem ähnlichen Sinn war es — ebenfalls bei BERGENGRUEN - lediglich die „verborgene Frucht“, die ganz bleibt. Es ist [23/24] also auch hier das Vertrauen zu den verborgenen Kräften der Tiefe, und wenn wir diese mit dem Begriff einer „neuen Geborgenheit“ zu bezeichnen versucht haben, so ist sie eben durch diese ihre Hintergründigkeit von jeder naiven Sicherheit in irgend einem äußeren Bestand klar unterschieden. Diese Geborgenheit bezieht sich nur auf einen inhaltlich grundsätzlich unbestimmbaren Grund und ist mit der Angreifbarkeit eines jeden konkret angebbaren Bestands durchaus vereinbar, ja hebt sich vor diesem Hintergrund überhaupt erst in ihrer ganzen Tiefe ab.

Und dieser Charakter des Heil-seins wird endlich dann auch vom menschlichen Herzen aus-

<sup>22</sup> W. BERGENGRUEN, *Die verborgene Frucht*; Zürich 1947, S. 10.

gesagt, das „heil inmitten aller Dinge weilt“. Wir sind nach den bisherigen Überlegungen vorbereitet, diesen Satz in seiner ganzen Tragweite zu verstehen. Heil „inmitten aller Dinge“, das heißt: inmitten aller Gefährdung und Zerstörung, das heißt: schutzlos preisgegeben dieser Gefährdung, so wie es bei RILKE an früherer Stelle hieß: „Zwischen den Hämmern besteht / unser Herz, wie die Zunge / zwischen den Zähnen, die doch / dennoch die preisende bleibt“<sup>23</sup>. Heil aber ist hier das Herz, weil es inmitten aller Bedrohung, ja gradezu infolge seiner Verletzlichkeit unverletzt bleibt, wie durch ein Wunder geborgen in dieser „heilen Welt“. Es ist die innere Einheit, die RILKE in einem erst neuerdings bekannt gewordenen Gedicht „Wilder Rosenbusch“ als „sicher und ungeschützt“ formuliert hat<sup>24</sup>. Er kann in diesem Sinn gradezu von einer Sicherheit in der Gefahr sprechen, wie etwa in dem einen Brief-Gedicht an Erika Mitterer: „Gewagtes Kind, nun bist Du nirgends sicher / als in Gefahr“<sup>25</sup>. Darum ist es bedeutsam, daß es im „raschen Wagnis“ der fallenden Sterne und „unter diesen Trümmern ihres Glanzes“ war, als sich das Herz — an der schon angeführten Stelle - „als ein Ganzes“ empfand und „heil“ war<sup>26</sup>. Grade in den letzten Lebensjahren häufen sich bei RILKE die Zeugnisse, in denen er von einer solchen neuen und zerbrechlichen Form der Geborgenheit spricht. Und noch sein (soweit wir heute wissen<sup>27</sup>) allerletztes Gedicht geht in diese Richtung; denn es heißt dort „zum Fest der Rühmung“ wegen ausgestandener Gefahren von der „Taube, die draußen blieb, außer dem Taubenschlag“, außerhalb der schützenden Hut also und deckungslos ausgeliefert den Elementen, daß sie grade im Einklang mit ihnen, „einig der Nacht, dem [24/25] Tag“, geborgen, nämlich „unter den Tauben die allergeschonteste, / niemals gefährdetste“ sei<sup>28</sup>. Deutlich geht es also auch hier um die von jedem bestimmten endlichen Halt gelöste Geborgenheit in einem umfassenden Seinsganzen.

SCHON aus dieser rohen Skizze dürfte es deutlich geworden sein, daß im Begriff des Heilen ein Phänomen von höchster philosophischer Bedeutung angerührt ist, das für die Auseinandersetzung mit dem Existentialismus entscheidend wichtig zu werden verspricht. Freilich handelt es sich dabei zugleich um ein sehr zerbrechliches Phänomen, das selber nur mit sehr behutsamen Händen angefaßt werden darf.

Natürlich kann man auch hier wieder den Einwand machen, daß es nicht nur gedankenlos, sondern gradezu verbrecherisch sei, in unsrer gefährdeten Zeit von einer heilen Welt zu träumen; denn das hieße, den Blick für die ernstesten Bedrohungen der Gegenwart verstellen und in billige Illusionen fliehen. Ich glaube das Gegenteil: als sich die Welt noch in einer scheinbaren Sicherheit bewegte, da war es eine bedeutsame Leistung der Existenzphilosophie, auf die ganze, den meisten noch verborgene Gefährdung des menschlichen Daseins hingewiesen zu haben. Heute aber, wo diese Unheimlichkeit so bedrohlich und so offenkundig über uns hergefallen ist, wäre es allzu billig, fasziniert nur immer wieder die Abgründe anzustarren. Heute erscheint es wichtiger, nach den heilenden und bergenden Kräften auszuschaun, die vielleicht darüber hinwegführen können. Nach ihnen suchen heißt nicht (wie man einwenden könnte) sich in Illusionen wiegen und die Abgründe verkennen, sondern es handelt sich darum, in der Analyse des menschlichen Lebens die Kräfte herauszuarbeiten, die dem faktisch gelebten Leben als Bedingungen seiner Möglichkeit zugrundeliegen und die man darum anerkennen muß, wenn man nicht das Leben selber für unmöglich erklären will. Es geht darum, das ganze vom Menschen gelebte Leben mit allen seinen Seiten der Untersuchung zu-

<sup>23</sup> W III, S. 299.

<sup>24</sup> *Inselalmanach* 1952, S. 39.

<sup>25</sup> N II, S. 21 (Juli 1924).

<sup>26</sup> N III, S. 66 (1. Juni 1924).

<sup>27</sup> Durch die neue Ausgabe R. M. RILKE, *Gedichte 1906 bis 1926*, sind seitdem drei noch spätere Bruchstücke (S. 438, 43g, 637) bekannt geworden.

<sup>28</sup> N II, S. 56 (24. August 1926).

grundeulegen, von dem der Existentialismus sich mit Verbissenheit immer nur auf die eine Seite versteifte und darum die andre, nicht minder wirkliche und metaphysisch nicht minder bedeutsame verkannte.